

**Mein Kollege Richter –
Schriftsteller über Jean Paul**

**Jean
PAUL** 
250 JAHRE

Mein Kollege Richter – Schriftsteller über Jean Paul

**Eine Lesereihe zum 250.
Geburtstag Jean Pauls am 21. März 2013**

Das Jahr 2013 war – neben anderem – Jean-Paul-Jahr. Eine der schillerndsten Gestalten der deutschen Literatur wurde ein Vierteljahrtausend alt. Da kann es leicht passieren, dass man – wenn man nicht wie Jean Paul so beharrlich aus dem Kanon heraus fiele – zum Kulturgut erklärt und abgehftet wird.

In der Veranstaltungsreihe „Mein Kollege Richter – Schriftsteller über Jean Paul“ stellten an elf Abenden Autoren ihren ganz persönlichen Zugang zu Jean Paul vor. Es ging dabei nie darum, Jean Paul in irgendeiner Weise ins Heute zu retten, ihn zu konservieren oder modern aufzupeppen, sondern zu zeigen, dass sein Werk lebt, dass es weiterhin inspiriert, provoziert, ansteckt: Jean Paul ist Teil der Gegenwartsliteratur.

Die unterschiedlichen Perspektiven, die dabei aufgeworfen wurden, beweisen das hinlänglich. Kaum ein anderer Dichter versammelt so viele Facetten, ist so vielschichtig und doppelbödig wie er. Das Werk Jean Pauls lässt Raum für die verschiedensten Stimmen, von denen einige in dieser Lesereihe zu hören waren:

Jörg Albrecht, Jürgen Buchmann, Matthias Göritz, Nora Gomringer, Eckhard Henscheid, Ulrich Holbein, Reinhard Jirgl, Navid Kermani, Brigitte Kronauer, Martin Mosebach, Ulrich Peltzer, Bertram Reinecke, Dieter Richter, Gerhild Steinbuch und Hanns Zischler.

Das Problem der Veranstaltungsreihe war naturgemäß, dass sie immer nur ein begrenztes Publikum erreichen konnte. Zumal das Jubiläumsjahr gerade auch abseits der großen Kulturmetropolen stattfinden sollte. So finden sich an dieser Stelle Texte, die an den Abenden

vorgetragen wurden oder mit diesen Abenden in Verbindung stehen. Frei und für jeden zugänglich.

Nicht möglich gewesen wären die Lesungen ohne die Unterstützung der Veranstalter vor Ort. Ihnen und den Autoren, die dem Jean-Paul-Jahr ihre Stimmen geliehen haben, gilt mein herzlichster Dank.

Christoph Beck
Künstlerischer Leiter

Der Lesereihe des Jean Paul 2013 e.V. lag die Vermutung zugrunde, Jean Paul sei heutigen Autorinnen und Autoren in besonderer Weise gegenwärtig. Und es ging darum, den Dichter dort, wo er gelebt hat, in den oberfränkischen Jean-Paul-Orten, als Schriftsteller näher vorzustellen. Der eine oder die andere mochte sich im Jubiläumsjahr, angeregt durch die Jean-Paul-Litfaßsäule um die Ecke oder den Jean-Paul-Wanderweg, fragen, was es mit dem berühmten Wunsiedler auf sich hat, der in Schwarzenbach und Hof an der Saale zur Schule ging und die längste Zeit seines Lebens in Bayreuth verbrachte?

Vor Ort wurde das Veranstaltungsangebot sehr gut angenommen. Daran anknüpfend lädt diese Textsammlung zur Lektüre ein. Es ist ein überraschend vielfältiges und in manchen Zügen sich doch überschneidendes Bild, das die beteiligten Autorinnen und Autoren von „ihrem“ Jean Paul zeichnen. Immer sind Freude an und Respekt vor dem literarischen Reichtum des Schriftsteller-Kollegen aus der Zeit um 1800 erkennbar.

Ich danke den Autorinnen und Autoren, die sich im Jean-Paul-Jahr zu den Lesungen auf die Reise begeben und ihre Texte für diese Publikation zur Verfügung gestellt haben, und besonders Christoph Beck für die Konzeption und Gestaltung der Lesereihe und dieser Dokumentation.

Dr. Monika Meier
Jean Paul 2013 e.V.
1. Vorsitzende





Inhalt

- 4 **Ulrich Holbein**
Sind Jean Paul und ich irgendwie verschwägert?
- 6 **Jürgen Buchmann**
Eine „postmoderne“ Jean-Paul-Bearbeitung
- 9 **Nora Gomringer**
Kleines Überlegungssammelsurium
- 10 **Eckhard Henscheid**
Jean-Paul-Jahr 2013 – eine Bilanz
- 11 **Bertram Reinecke**
Unmutsäußerung mit Jean Paul
- 13 **Reinhard Jirgl**
Einleitung zur Jean-Paul-Lesung
- 15 **Brigitte Kronauer**
Freiheit der Romanschreiberei
- 16 **Navid Kermani**
„Um Jean Paul zu Füßen zu liegen ...“

Jean
PAUL 
250 JAHRE

Ulrich Holbein

Jean Paul und Goethe –
ein untendenziöses Doppelporträt
*Bamberg, Künstlerhaus Villa Concordia,
29. April 2013*

Sind Jean Paul und ich irgendwie verschwägert?

Mit siebzehn, am 13.9.1970, schrieb ich nachts ins Tagebuch: „Es ist halb 12 und im Radio läuft fröhliche Tanzmusik und morgen haben wir VWL und Religion. Es ist kalt und trostlos und wenn ich aus dem Fenster sehe, erblicke ich den hell erleuchteten Herkules, entweder klar oder verschwommen. Lothars Häuserwand, die Hecken und Weiden kann ich nur ahnen, aber viele winzige Lichter in der Ferne regen zum Denken und zu Gefühlsbewegungen an. Oft wünsche ich mich zu einem der geheimnisvollen Lichtchen hin, eine geheimnisvolle Sehnsucht, doch wenn ich es mir richtig überlege, weiß ich, wenn ich bei diesem Pünktchen bin, ist es da gar nicht besonders und ich sehe weit in der Ferne ein kleines helles Lichtchen und ich wünsche, hinzugelangen, aber es ist bloß Tannenkuppenstr. 19, wo im Radio gerade ein ‚knallrotes Gummiboot‘ von Wenke Myhre spielt.



Er lief seiner Zeit nicht voraus – sie ist nur nicht mitgekommen. Wenn schon sein schleichend Volk nicht so recht mitkam – konnten dann wenigstens die nächsten zweihundert Jahre genügend Dichterphilosophen, Visionäre und Humoristen bereitstellen, um ihm das Wasser zu reichen und die Schnürsenkel zu lösen? Oder wieviel Nobelpreisträger haut Jean Paul in die Pfanne?

Und ich blicke aus dem Fenster, atme tief, sehe die schwarzen Kulissen der kleinen Häuser, höre eine Eisenbahn in weiter Ferne heulen, ich schnuppere in die kalte Nachtluft hinaus, ahne ziehende Wolken am Himmel, höre im Zimmer hinter der Gardine Dr. Schiwago und fröstele ... Oh, ein Klecks schwarzer Tinte auf meinem Kopfkissen! Strangers in the night!!!“

»Niemand könnte geistesverwandter sein als Jean Paul und – nun ja – ich.«

Genau diese Gedankenfigur fand ich dreißig Jahre später in Jean Pauls *Hesperus* wieder: „Und warum ruft es draußen an einem schönen stillen hellen Tage, wenn du über das ganze aufgeschlagene Gemälde einer Landschaft siehst, über die Blumen-Meere, die auf ihr zittern, über die herabgeworfnen Wolkenschatten, die von einem Hügel zum andern fliehen, und über die Berge, die sich wie Ufern und Mauern um unsern Blumenzirkel ziehen, warum ruft es da denn unaufhörlich in dir: ‚Ach, hinter den rauchenden Bergen, hinter den aufliegenden Wolken, da wohnt ein schöneres Land, da wohnt die Seele, die du suchst, da liegt der Himmel näher an der Erde‘? – Aber hinter dem Gebirge und hinter dem Gewölke stöhnt auch ein verkanntes Herz und schauet an deinen Horizont herüber und denkt: ‚Ach, in jener Ferne wär‘ ich wohl glücklicher!‘“

1974 sahen Prof. Kurt Haug, einige Kunststudenten und ich in einem Atelier der HBK Kassel ein Insekt, das einer der Typen zerdrücken wollte. Ich plädierte: „Eine Eintagsfliege. Bitte leben lassen. Die lebt sowieso nur einen Tag.“ Am 27.4.1991 las ich im 57. Zykel des *Titan* über Blumen folgendes: „Karl schien eine brechen zu wollen. O laß sie leben (bat sie) – , morgen sind sie ohnehin tot.“

»Mein Kollege Richter – Schriftsteller über Jean Paul«

In *Temperatur-Präludium und Fieber-Fuge* des Romanprojekts *Gehirnverkehr* schrieb ich über Rosi: „Ich wollte sie nicht wecken, ihr aber auch nicht die Nußplätzchen wegessen.“ Später fand ich im *Schulmeisterlein Wutz*: „Ich halt’ es für schwer, einer Geliebten einen Pfefferkuchen zu schenken, weil man ihn oft kurz vor der Schenkung selber verzehrt.“



Ich zerstritt mich mit der Welt und versöhnte mich mit einigen Klassikern.

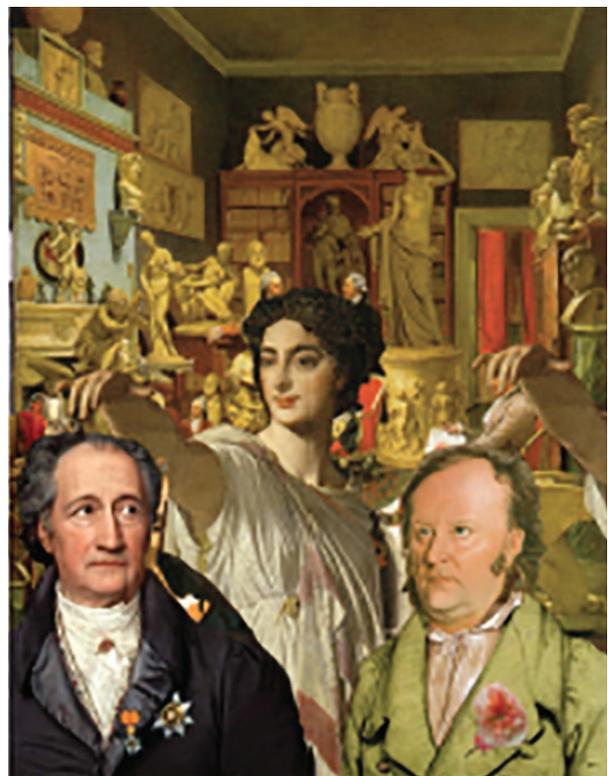
Im *Massaker von Drückeberg* rief Herwarth Müller: „Womit hat es die Ewigkeit verdient, daß du sie mit meiner Nase verunzierst?“ Kurz darauf las ich im *Neuen Kampaner Tal*, und zwar in Abschnitt 240: „Wollt ihr eine verdrehte Nase durch die ganze Ewigkeit und durch alle Welten tragen?“

Es gibt noch andere Beispiele, ganz viele. Darf ich daraus schließen, daß mein Hirn ähnlich funktioniert wie Jean Pauls? Niemand könnte geistesverwandter sein als er und – nun ja – ich. Oder muß ich daraus schließen, daß ich als zweite bzw. zweimillionste Geige bloß redundante Denkfiguren produziere, wie sie sowieso in x Köpfen und Herzen permanent aufsteigen? Sowas kenn ich bereits aus Darmstadt, Im Wingert 5: Werner Sostmann kam zu Besuch; irgendein Freak schlug dort Gitarre, und Werner Sostmann freute sich wie ein Schneekönig, weil es exakt dieselben Griffe waren, die er selber draufhatte. Spielverderber Herbert Müller aber fand gerade

diese glückhafte Koinzidenz besonders verächtlich und polemisierte gegen alle, die halt ihre drei, vier Griffe abhaspeln.

So wurde mir jede spätere Freundschaft vergällt: Bei Entdeckung frappanter Ähnlichkeiten schlich sich bei mir immer der Beigeschmack von Gleichschaltung ein.

Und noch ein traumatisches Geschehnis: Marie-Luise Weinreich kreuzte bei uns mit Pfarrer Kohl auf, der mich kommunikativ anmachte: „Und? Sie schreiben auch?“ Ich gab mich unwirsch distanziert: „Wieso ,auch‘?“ Pfarrer Kohl: „Na ich dachte, weil doch Frau Weinreich auch schreibt.“ Nämlich ein kleines Rachedgedicht auf eine erotische Konkurrentin. Jean Paul schrieb zigmal mehr als Goethe, dieser 20 000 Seiten; in Jean Pauls unpubliziertem Nachlaß aber liegen 40 000 unentzifferte Zettel, obwohl Jean Paul zwanzig Jahre weniger Lebenszeit hatte als Goethe. Und dann kommen Frau Weinreich und ich und „schreiben auch“.



Jürgen Buchmann

Blumen, Früchte, Dornen, Sterne.

Eine Nachfahrt mit Jean Paul

Wunsiedel, Stadtkirche St. Veit, 2. August 2013

Eine „postmoderne“ Jean-Paul-Bearbeitung

Der im Folgenden gebotene Text ist ein wenig ungewöhnlich: Er ist von Jean Paul (1763–1825) und ist doch wieder nicht von ihm. Oft hatte ich im Seebuch des Luftschiffers Giannozzo (1800) geblättert, einem meiner Lieblingswerke; bis ich es eines Tages wieder einmal zur Hand nahm und verblüfft konstatierte, dass der tatsächliche Wortlaut und der meiner Erinnerung ganz auseinanderliefen. Teile des siebten und vierzehnten Kapitels, verkürzt und umgestellt, waren zu einem imaginären Text verschmolzen, von dem ich felsenfest geglaubt hatte, er sei der Jean Pauls, ja sogar einer seiner suggestivsten und bezauberndsten. Mir schien das so bemerkenswert, dass ich versuchte, dies chimärische Produkt meines Gedächtnisses in einem Patchwork von Zitaten aus dem Seebuch zu konkretisieren und festzuhalten. Das Resultat war etwas wie der Nachhall eines Jean Paulschen Werks im Ohr eines Autors der Postmoderne: Der experimentelle Text ersetzt den epischen Zusammenhang des Seebuchs durch eine abrupte Folge ekstatischer Augenblicke und dessen geschichtsträchtigen postrevolutionären Diskurs durch eine Inszenierung von halluzinatorischer Zeitlosigkeit:

»Jetzt wurde auch ich von der Raserei gepackt, war ich doch einer von denen dort unten.«

Jetzt, zwischen Himmel und Erde, war ich am einsamsten. Ganz allein wie das letzte Leben flog ich über die weite Gräberstätte der schlafenden Lande, durch das Sterbehäus der Erde, wo man den Schlaf hinbettet und wartet, ob er nicht der Tod sei. Die Wolken, die unter mir zogen, waren der Atem eines Dämons, der in der Finsternis versteckt lag. Ein Hass gegen alles Dasein kroch wie ein Fieberfrost an mich

heran; ich sprach zu mir: Sicherlich bin ich ein böser Geist. Da riss mich der Sturm davon und schleuderte mich über unbekannte Länder. Blühende Weinberge flogen vorüber; ich aber ließ, erschöpft von Hadern und Wachen, die vergebliehen Augen unter ihre Lider kriechen.

Ein helles Glänzen weckte mich. „Wo bin ich?“ sprach ich. Umweht von milder Luft, glitt ich auf einem unabsehbaren silbernen Meer dahin, in dem die Sterne zu einem zarten Schaum zusammenflossen, ein Meer, weich und weiß wie ein Nebel von Schnee, wie ein Lichtduft; alle Fenster meiner Kabine schimmerten, ich war ganz erleuchtet. Statt wie ein Wasservogel weiter über die weißen Felder zu streichen, riss ich die Lufthähne auf und tauchte hinab in die leuchtende Flut der zusammensprudelnden Naphtaquellen – so ging es selig dahin in der weißen, busenwarmen Nacht – ich wusste nicht, welches Land unter mir grünte – tiefer wühlte ich mich in den silbernen Dampf – ein paarmal wälzte sich der Blütenrauch von Gärten herauf – einmal fuhren Waldhörner wie Blitze durch das Gewölk – aus einer unsichtbaren Stadt drang das Geläut eines Glockenspiels.

Ich senkte mich hinab zu den Lerchen, die trillernd und unbeweglich in der Luft standen, und endlich zu den Nachtigallen in den Büschen.

Ein unbekannter Boden empfing den Ballon zwischen schlafenden Blumenbeeten mit efeuüberwucherten Steinen, weiß von Orangenblüten,

die der Morgenwind hinunterwarf – und Frührot und Mondlicht vermengten sich und badeten diesen Zauberort in ein wunderschönes Licht – in der Ferne liefen Pappelreihen vor Sommerhäusern vorüber, und Segel flogen unter heiteren Bergen dahin, die überspannt waren mit Wein. In diesem dämmernden Paradies war alles, was um mich lag, mir vertraut wie ein Lied aus der Kindheit.

Die Weinberge färbten sich immer heller unter dem feurigen Morgenduft. Da hörte ich italienische Verse singen; eine große weibliche Gestalt, glühend wie der Morgen, mit beschwingtem Schritt, dunklem Haar und schwarzen Augen, ein Rosengebinde an der Brust, bog um ein Oleandergebüsch und musterte verwundert meinen Ballon. „Wer seid Ihr, *capitano*?“ fragte sie, auf die Brüstung der Gondel gelehnt. „GiannoZZo“, erwiderte ich. „Giannino?“ sagte sie lächelnd. „Eben der“, sprach ich; und fügte auf Italienisch hinzu, ich sei die Nacht vom Brocken gekommen und bäte sie, mir alles zu sagen, nur nicht, wie sie und die Gegend hießen, die ich vor mir erblickte. „Ihr gefällt mir“, sagte sie, „Ihr liebt die Poesie...“. Doch merkte ich, indes wir plauderten, dass ihre schönen dunklen Augen in die Ferne schweiften. Freimütig bekannte sie mir, wen sie erwartete – ihr Geliebter wollte diesen Morgen kommen. „Glückliche“, sprach ich, pflückte drei Rosen von ihrer Brust und schwang mich mit einem geraubten Kuss in die Lüfte. „Nehmt Euch in Acht dort oben – *addio, caro!*“ rief sie. „*Addio, carissima!*“ rief ich hinab. – – –

Vorbei, längst vorbei! Die Nacht verbrachte ich mit bangen Träumen, an denen ich wie auf rutschender, heißer, zurückrieselnder Vesuvsasche mich vergeblich zu einer festen Stelle emporarbeitete. So schien mir, ein kohlschwarzer Hahn stehe und kratze auf meiner Brust, um mein Herz auszuscharren. Ferner, mein Posthorn schrie durch vier Träume hindurch wie lebendig und gepeinigt in den höchsten, schärfsten Tönen und glühte hellrot von einem heißen Atem, den ein Traum ganz leise „das stille Ding“ nannte.

Am Horizont wächst ein Vulkanenhalbzirkel von zackigen Gewitterwolken auf. Ich höre von

weitem donnern. Auf den Gletschern ruht der schöne, lange Blitz der Mittagssonne, und ich werde, hoffe ich, früher an den Bergen hängen als das Gewitter. Westlich sehe ich jetzt das Münster, und, wie mir scheint, den Straßburger Telegrafen, dessen Zeigefinger des Todes erhaben und schauerlich droht; wie eine Parze reckt er seine Schere – die Zunge der Völkerwaage, der in- und deklinierende Kompass der Zeit.

Der Donner rollt immer lauter und voller heran, und doch stehen die Wettergebirge so weiß und ruhig am Himmel. Mein Gott, der Donner kommt von einer Schlacht! Ein Trupp von Soldaten erstürmt einen Hügel – Landvolk flüchtet – ein brennendes Dorf gibt das

Wachtfeuer ab – in einem Garten seh ich tote Pferde, ein Kind trägt einen abgerissenen Arm fort. Nun seh ich das Feld und die Klumpen von Rauch, die die brennende Hölle in die Höhe wirft. *Wie mich's hineinsehnt!* Mein Wind läuft gerade über das weite Sterbebett der Völker. Ich höre die dumpfen Schläge der Axt, mit denen der Tod sein Vieh trifft, aber noch nicht die Stimme des Viehs ... Ringsum liegen die Gewitter des Himmels über der Erde und warten gerüstet, bis auch sie in die Schlacht ziehen.

Ein Windstoß warf mich plötzlich mitten über die qualmende Brandstatt; ich riss die Lufthähne auf und grub mich in den Dunst, in dem das Basiliskenaug des Todes seine heißen Silberblicke auf- und zutat. O Gott! Der Schmerz ging drunten auf und ab, trat unsere Gesichter mit Füßen und begrub den Toten unter Sterbenden. Mein Herz dröhnte; ich hörte das Wiehern der unschuldigen Pferde. Jetzt wurde auch ich von der Raserei gepackt, war ich doch einer von denen dort unten; ich schleuderte erbittert den Vorrat meiner Ballaststeine auf die kämpfenden Massen ... Mag ich nur kein unschuldiges Tier getroffen haben!

»In diesem dämmernden Paradies war alles, was um mich lag, mir vertraut wie ein Lied aus der Kindheit.«

Da hob der Gewichtsverlust mich plötzlich ins hohe Blau hinauf. Wie glänzte die Sonne in ihrem stillen Himmel so ruhig und kalt über der schwülen Hölle der Erde! Hell ziehen die schimmernden Schweizergebirge mit ihren Tiefen und Zinnen vor mir heran und schütten den Rhein weg; aber hinter mir wachsen eilig die Gewitterwolken in den Himmel hinauf und bewahren ein grimmiges Schweigen; die Lüfte gehen immer langsamer und bewegen mich kaum noch. – – Jetzt regt sich nichts mehr. Vor welcher Welt schweb ich still! Vor mir donnert der Rhein, hinter mir das Wetter – die Stadt Gottes mit unzähligen glänzenden Türmen liegt vor mir – tief in der Ferne stehen auf ewigen Tempeln weiße, helle Götterbilder und der hohe König der Götter, der Montblanc.

Was ist das? Kommt mein Schicksal? Scharrt der schwarze Hahn? Ich wollte mich tiefer senken; aber ich konnte nicht, die Verbindung zwischen den Lufthähen ist durch das schnelle Aufreißen in der Schlacht zertrennt; ich kann mich bloß,

wenn ich nicht durch Windstöße eine Alpe erreiche, eh mich das Gewitter ergreift, durch das Aufschlitzen der Kugel erretten. – – –

Jetzt trägt mich ein Windstoß ganz nah vor die göttliche Glanzwelt. Aber schon arbeiten die Wolken lauter als der Strom, die schwarze Wolkenschlange hinter mir ringelt sich auseinander und zischt und schillert schon neben mir in Osten. Ich glaube, ich soll heute sterben, das große Gewitter wird mich fassen Im Osten rauschen Donner und Fluten, und auf ihnen hängt statt des Regenbogens ein großes stilles Farbenrad, ein flammender Ring-der-Ewigkeit aus Juwelen ... *Ich bin – geschieden von der Welt –*

In diesem entrückten Augenblick endet diese Textbearbeitung, kurz bevor es Giannozzos „Charonskahn“ in den brauenden Qualm hinabreißt und ein Freund in der Nähe des Rheinfalls das gestrandete Wolkenschiff und den zerschmetterten Leib des Schiffers finden wird.

Nora Gomringer

Dichter und Richter

Wunsiedel, Stadtkirche St. Veit, 2. August 2013

Kleines Überlegungssammelsurium zu Jürgen Buchmanns wunderbarem Text. Von seiner Lesefreundin Nora Gomringer in Erinnerung an eine Gemeinsamkeit in Wunsiedels Kirche im Jahr 250, was sich ausmacht als das Jahr 2013, seit Jean Pauls Geburt im kleinen Haus gleich nebenan.

Wenn einer von oben staunt, sieht er die Scheitelpunkte des Lebens, die Scheitellinien der Köpfe Unzähliger.

Die Stimmen verklingen auf dem Wärmезug in die Lüfte.

Das Drama ist die köstliche Entfernung, der weite Blick. Unsere Augen sind nicht wie die der Fluchttiere, seitlich an unseren Köpfen, sie richten sich geradeaus, voran. Das bedeutet auch, daß wir, wenn wir die Köpfe heben, blickend in die Wolken uns begegnen müssen. Der, der hinabblickt, dem anderen, der hinanschaut.

Wir kennen das Gemälde, in dem Adam Gottes Fingerzeig empfängt und gleichzeitig seine Energien seinem Schöpfer überträgt.

Kollege Buchmann kann in Sprache träumen, kann im Tone eines alten Dichters singen und ist doch mehr als Echo, er ist Stimme.

Wenn einer also von oben staunt, dann ist er auch ein ganz Enthobener.

Die Entfernung ist ihm Zustand und Metapher.

Da sind wir nah am Jean Paul, dem Dichter, der beständig lief und lief – heute nennt man dieses Schweifen in Natur wohl *Walking*, und man wagt es nicht, es ohne Kleidung zu betreiben, die gesünder, im Atmen wenigstens aktiver ist, als man es selbst je sein könnte.

Im präsidialen Washingtoner Garten landete einst ein Ballon für Mr Jefferson. Es ist wahrscheinlich, daß dieserlei Ereignisse die Erdenrunde machten und die Geister rührten, die da heißen Sehnsucht und Nebel der Vermutungen.

Jean Paul, der Läufer, der Leser wird sich eingeträumt haben in das Korbgeflecht des Ariels, so dem Caliban entkommend.

Wenn einer also von oben staunt, dann sieht er das große Ganze, gibt das Detail preis dem Über-

»Wenn einer also von oben staunt, dann sieht er das große Ganze, gibt das Detail preis dem Über-Blick.«

Blick. Es muss solche geben, die uns bewusst verlassen, um uns mitzuteilen, wie die Erde

keine Scheibe, sondern eine blaue Kugel ist, auf eines unsichtbaren Atlas' Schultern eingesunken.

Darüber staunt – und davon bin ich überzeugt – der Dichter längst von oben. Ein oben, welches keine Richtung, keine Zeit, ein Zustand ist. Für ihn, den Dichter ganz und gar.

Eckhard Henscheid

Jean Paul, Richard Wagner und ich
Coburg, Vortragssaal des Kunstvereins,
27. September 2013

Jean-Paul-Jahr 2013 – eine Bilanz

Ob das zu Ende gegangene Jean-Paul-Jubiläumjahr 2013 viel, wenig, Entscheidendes, gar nichts gebracht hat? Die Frage bedarf der Aufteilung: wenig, viel, nichts für die Wiederaufrüstung Jean Pauls? Für Bayreuth? Für die Wiedergenesung der deutschen Sprache und Dichtung insgesamt und allem voran? Für die gepflegten fränkischen Einkehrstätten links und rechts des neuen Jean-Paul-Wanderpfads? Für die schon vorher weltberühmte Universität Bayreuth mit ihren anerkannten hohen, ja höchsten wissenschaftstheoretischen Leitlinien?

Wer vermöchte es zu sagen, wer vermöchte all das mit einiger Sicherheit zu beantworten?

Nein, selbst ein Mitglied des zu diesem Jubiläumzwecks rekrutierten Jean-Paul-Festkuratoriums, also ich, kann das nicht entscheiden, vermag die Frage in ihrer totalen Gesamtkomplexität kaum zu ermesen; zum Jahresende weniger denn je.

Hat das Jean-Paul-Jahr wenigstens Klarheit gebracht? Einigermäßen stabilisierte Klarheit rund um den Dichterfürsten? Zunächst ja schien es so. Bei meiner eigenen Jean-Paul-Preisverleihung 2009 in München sprach der damals zuständige Wissenschaftsminister Heubisch den Namen in seiner Festrede wie „Jean Pool“ (also etwa wie

Jean-Pool Sartre) aus; und erntete damit milden Spott der angeblichen Kenner. Keine vier Jahre später, anlässlich einer Plakatsäuleneinweihung in München, konnte ich den dafür noch immer zuständigen Heubisch entlasten und beruhigen dergestalt, der Spott habe ihn damals voreilig getroffen. Dem neuen Brief-Auswahlband von

»Auch ein Jean Paul wurde noch Opfer des jetzt uferlosen Toleranzdenkens.«

Prof. Helmut Pfothenhauer entnehme man, Jean Paul Richter habe es

zunächst selbst mit der Aussprache „Jean Pool“ (wie Sartre, Belmondo, usw.) gehalten – im Sinne nämlich seines Leitbilds Jean Pool Rousseau.

Nein, Klarheit, Eindeutigkeit hat es also nicht gebracht, das Jean-Paul-Jahr 2013. Höchstens darin, daß auch ein Jean Paul im allgemeinen Laisser-faire-Getue der Zeit noch Opfer wurde des jetzt uferlosen Toleranzdenkens im Geiste der postliberalen paritätischen Mitbestimmung und ihres spätkapitalistischen Coop-Franchising-Systems eines globalen Lebendunlebenlassens. – Kurz, jetzt im anbrechenden Jahr 2014, wäre gerade die Universität Bayreuth aufgerufen, die Schranken der Freiheit nicht gar zu uferlos auszudehnen. Sondern höchstens bis Bamberg. Und halt Wunsiedel.



Bertram Reinecke

Digression und Überschneidung
Schwarzenbach/Saale, Ratskeller, 5. Oktober 2013

Unmutsäußerung mit Jean Paul

Ein Coverheft zu Mahlers 1. Sinfonie machte mich einst auf Jean Paul aufmerksam: Der Titel *Der Titan* bezöge sich auf Jean Pauls gleichnamigen Roman, allerdings sei dieser Zusammenhang für die Musik nicht von Bedeutung. Ich glaubte das nicht, begann aber nicht, ihn zu lesen. Damals in der 10. Klasse hatte ich vollauf genug, Manns *Doktor Faustus* mit zusammengekniffenen Arschbacken durchzuackern. Das war Bildung. Ich wollte einer sein, den sowas interessiert.

Weil so vieles sich als Gegenstand möglichen Interesses aufdrängt, las ich Jean Paul erst später und zunächst unsystematisch, wenn er z. B. billig im Antiquariat greifbar war. Dass ich am Entscheidenden so vorbei ging, bemerkte ich deshalb lange nicht. Der *Fibel!* Die *Vorschule!* Das wurden meine Bücher! Ich war bis dahin ein Opfer der Logik der Kanonisierung gewesen. Wie etwa Philosophiestudenten mitunter halbherzig den *Tractatus* oder Searle lesen, weil sie vorgegaukelt bekommen, es handele sich bei ersterem um Wittgensteins entscheidendes Werk, bei zweiterem um den einzigen Vertreter der *Ordinary Language Philosophy* der nicht „obsolet“ sei. Dabei bekommen sie dort nur ungefähre Versionen gedanklicher Sprengkraft, die sich gerade eben noch in den akademischen Betrieb einfügen.

Ebenso scheint Jean Paul noch zu aktuell, um sich zwanglos in die Klassikerverehrung einzufügen. Ich lese z. B. in einer wissenschaftlichen Arbeit: „Humor wird im Allgemeinen zumeist als die Fähigkeit eines Menschen bezeichnet, den Unzulänglichkeiten der Welt und sich selbst mit einer heiteren Gelassenheit zu begegnen. Verena Kast bezeichnet Humor als subjektive Wahrnehmungsfähigkeit des Komischen ... Theodor Lipps beschreibt in seinem Buch ‚Komik

und Humor – eine psychologisch-ästhetische Untersuchung‘ die Komik als ein Gefühl, welches in einem Menschen aufkommt, wenn ihm etwas eigenartiges/komisches begegnet.“ Und weise die Autorin auf die *Vorschule* hin, in der es heißt, verbreitet ließen sich ältere Ästhetiker den Fehler „zu Schulden kommen, den Demant zu erklären als ein Aggregat von – Demantpulver. Man lese in Riedels unbedeutender Theorie der schönen Künste z. B. den Artikel des Lächerlichen nach, das immer aus einer ‚drollichten, unerwarteten, scherzhaften, lustigen Zusammensetzung‘ zusammengesetzt wird – oder in Platners alter Anthropologie die Definition des Humors, welche bloß in den Wiederholungen des Worts: Sonderbar besteht.“

Überhaupt, die *Vorschule*: Heute sind selbst viele Autoren der engherzigen Meinung, wenn ein Autor Kritiken über Kollegen verfasst, sei er stets voreingenommen. (Glauben sie das von sich selbst oder nur von Kollegen?) Nur ein professioneller Kritiker könne objektive Urteile über Kunst fällen. (Den wird's freuen.) Ich hingegen denke, kritisches Potential kann kaum weiter reichen als die praktische Erfahrung mit Texten, wenn die Kritik nicht ständig Projektionen des Wünschbaren, aber letztlich so doch nicht Möglichen aufsitzen will: „Man wendet zwar gut ein, daß die Praxis der Künstler unvermerkt die Theorie derselben leite und verleite; aber man füge auch bei, daß auch rückwärts die Lehre die Tat beherrsche; so daß daher z. B. Lessings Fabeln und Lessings Fabellehre einander wechselseitig zeugten und formten. Ja zuletzt muß sich der bloße Philosoph, der nicht Täter, nur Prediger des Worts ist und also keine ästhetische Taten durch ästhetische Prachtgesetze heimlich zu beschirmen hat, eine ähnliche Lage gestehen; denn sein Geschmack für Schönheiten reifte doch seiner Geschmacklehre voraus, und seine ästhetischen Theodoren griffen in den ästhetischen Justinian ein. Und sogar dies ist noch besser, als wenn taube Taktschläger, welche die ganze poetische Sphären-Musik nur aus den stummen Noten der Partitur mehrer Ästhetiker kennen, daraus ihren Generalbaß abziehen. Daher war von jeher die

ausübende Gewalt die beste zur gesetzgebenden.“
(Man störe sich nicht am Wort „gesetzgebend“: Eine der geläufigsten Projektionen unbedarfter Kritik ist ja eben jene, die Kunst mit einem absoluten Reich der Freiheit zu verwechseln, das gefeiert wird, um dann dem Autor jede Freiheit, die er sich im Einzelnen nimmt, als Beliebigkeit um die Ohren zu hauen.) Zumal der Kritiker seine „Objektivität“ nur behaupten kann, wenn er zu allem eine Meinung hat: „Übrigens könnte jeder Leser bedenken, daß, wie ein gegebener Autor einen gegebenen Leser voraussetzt, so ein gebender einen gebenden, z. B. der Fernschreiber (Telegraph) stets ein Fernrohr. Kein Autor erdreistet sich, allen Lesern zu schreiben; gleichwohl erkeckt sich jeder Leser, alle Autoren zu lesen.“ Und das ist noch gutwillig! Es unterstellt, der Kritiker habe alles, worüber er urteilt, auch gelesen, „zumal da ihm ein Lehrbuch lieber ist als zehn Lesebücher, weil er lieber über etwas als etwas liest.“ Mit feiner Feder zeichnet Jean Paul was passiert, wenn man so verführt falsche Vergleichspunkte heranzieht: „man hält nämlich den Gegenstand, anstatt ihn absolut zu konstruieren, an irgendeinen zweiten ... und vergleicht willkürliche Merkmale so unnütz hin und her, als es z. B. sein würde, wenn man von der Tanzkunst durch die Vergleichung mit der Fechtkunst einige Begriffe beibringen wollte und deswegen bemerkte, die eine rege mehr die Füße, die andere mehr die Arme, jene sich nur mehr in krummen, diese mehr in geraden Linien, jene für, diese gegen einen Menschen etc.“

Oder: In den Tagen, wo ich dieses schreibe, trat Florian Kessler eine Debatte los. Die junge Literatur habe nicht genug Wirklichkeitsbezug und sei *infolge dessen* unpolitisch. Auch die Machart von Literatur, die da unterstellt wie gefordert wird, war Jean Paul offenbar bereits bekannt: „Die Neuern hingegen bekommen aus dem Buchladen die Dichtkunst samt den wenigen darin enthaltenen und vergrößerten Objekten, und sie bedienen sich dieser zum Genusse jener; ebenso werden mit zusammengesetzten Mikroskopen sogleich einige Objekte, ein Floh, ein Mückenfuß und dergl., dazu verkauft, damit man die Vergrößerungen der Gläser dagegen prüfe.“ So lässt

sich mit Jean Paul in Debatten Partei ergreifen, ohne dass es dazu politischer Bekenntnisse oder Themen in seinem Werk bedürfte, denn „Freilich spricht die Poesie sich nicht sittlich aus durch das Auswerfen klingender Sentenzen (so wenig als die Gothaner unter Ernst I. sich sehr durch die Dreier werden gebessert haben, auf welche er Bibel-Sprüche prägen lassen).“ Das letzte Zitat kehrt sich allerdings auch gegen

meinen Text:
»Kritisches Potential kann kaum weiter reichen als die praktische Erfahrung mit Texten.«

Was habe ich denn getan, als ein paar beliebige

Sentenzen collagierend zu vereinnahmen? Aber wäre nicht jedes andere Verfahren, ein Jean-Paul-Bild zu zeichnen, auf noch beliebigere Erfindung angewiesen, wo es nicht am „gesicherten“ Wissen der Nachschlagewerke entlang führt? Jedenfalls darf ich hoffen, dass mein Collagieren dem detailversessenen Zettelkastenpoeten, Mit-dem-Stift-Denker und manischen Wortsucher – darin sind ihm heute allenfalls Autoren wie Monika Rinck oder Ulf Stolterfoht vergleichbar – gefallen hätte.

Dass im Übrigen der Verfasser des Covertextes unrecht hatte, weiß ich heute. In einer Zeit, in der „große Kunst“ darauf verpflichtet war, „organisch“ und vor allem vollkommen unironisch zu sein, muss Mahler ein Autor, der gelassen zwischen Erhabenem, Komischem, Wichtigem, Abseitigen und persönlichen Obsessionen hin und her gleitet, als eine Befestigung gegen Selbstzweifel wie gerufen gekommen sein.

Und auch heute, wo jedes Mittel, das als Mittel sichtbar wird (denken Sie z. B. an Metrum, Alliterationen etc.), schnell verdächtigt wird, vom Eigentlichen der Kunst fortzuführen, heute, wo sich also offenbar immer noch nicht herumgesprochen hat, dass jede Dichtung in ihrem Kern uneigentlich spricht, heute, wo man oft nicht einsehen will, dass Forderungen wie die nach „Stimmigkeit“, „innerer Notwendigkeit“ oder „Dringlichkeit“ die Kunst stets verführen, bereits häufig gezogene Gedankenverbindungen erneut zu ziehen, bleibt Jean Paul ein guter Schutzpatron.

Reinhard Jirgl

Dr. Katzenbergers Badereise
Schwarzenbach/Saale, Ratskeller, 5. Oktober 2013

Einleitung zur Jean-Paul-Lesung (gekürzte Fassung)

Man weiß es längst, das Schreiben eigener Bücher heißt zuallererst das Lesen von Büchern Anderer. Und wer mit ersterem Ernst machen will, so wie vor vielen Jahren ich, der wird bei letzteren Rat, Hilfe und vor allem den Mut suchen, den er für sein eigenes Schreiben braucht. Und dies über alle Jahre hinweg und immer aufs neu. Wer einen in seinem Tun bestärkt, fördert und weiterbringt, den bezeichnet man als seinen Freund. Das Schöne an Büchern ist deren Unabhängigkeit von der zeitlichen Existenz der zugehörigen Autoren; längst Verstorbene, überdies aus allen zuvor liegenden Jahrhunderten, können solchermaßen den Freundschaftsdienst erweisen, ohne dass man es mit der leiblichen Präsenz, will sagen mit dem Willen und dem Ego des jeweiligen Freundes zu tun bekommt. „Lerne einen Schriftsteller nie persönlich kennen!“ Dieser grantig klingende Satz hat aber seine unbedingte Wahrheit.

Dann gibt es den Effekt der Ansteckung. Um einen Nietzsche-Ausspruch zu variieren: Wer lange genug in Bücher schaut, in den schauen die Bücher zurück – mit den entsprechenden Folgen. So war es vor etlichen Jahren die Lektüre einiger Bemerkungen von Arno Schmidt, die mich auf Jean Paul brachten. Daraufhin las ich, Anfänger im Schreiben meines Erstlings, den ersten Roman dieses Dichters, *Die unsichtbare Loge*.

Wenn ich mit knappen Worten sagen soll, was mich an der Sprachfindung dieses Autors fasziniert, so kenne ich nichts Treffenderes als

»Wer einen in seinem Tun bestärkt, fördert und weiterbringt, den bezeichnet man als seinen Freund.«

das von Jean Paul in der *Selberlebensbeschreibung* berichtete Erlebnis aus seinen frühen Jahren: „An einem Vormittag stand ich als ein sehr junges Kind unter der Haustüre und sah links nach der Holzlege, als auf einmal das innere Gesicht ‚ich bin ein Ich‘ wie ein Blitzstrahl vom Himmel vor mich fuhr und seitdem leuchtend stehen blieb: da hatte mein Ich zum ersten Mal sich selber gesehen und auf ewig.“ Dieser zeitlich konstant gebliebene Ausnahmezustand schreibt sich von früh an als eine „zeichenhafte Begebenheit“ (wie Norbert Miller bemerkte) unvergessen weiter in den Werken dieses Autors.

Ob es eine bewusste, später vorgenommene Selbststilisierung war oder nicht, bleibt gleichgültig: Jean Paul verfügte noch über ein weiteres, ihn und sein Ich betreffendes Grunderlebnis. Am 15. November 1790 hatte Jean Paul die Vision seines vorweggenommenen Todes. Er notierte in seinem Tagebuch:

„Wichtigster Abend meines Lebens: denn ich empfand den Gedanken des Todes, daß es schlechterdings kein Unterschied ist, ob ich morgen oder in dreißig Jahren sterbe ...“

Einmal die Geburtsstunde seines Ich, dann die Sterbestunde all dessen, was dieses Ich hervorbrachte, insbesondere die Wirkung und die Bedeutung des eigenen schriftstellerischen Werkes. Mit diesen beiden festen Visionen im Rücken, gewissermaßen mit dem Gedankenspiel des eigenen Beginns und des eigenen Endes ein Leben lang ausgestattet, war Jean Paul zum Romancier geradezu berufen! Er musste sich nicht erst in die Situation seines Endes hineindenken, er war bereits dort gewesen. Denn wirklich Beständiges lässt sich eben nur vom Gewordenen her aussagen, nicht im Werden.

Kongruent zu diesen fundamentalen Erlebnissen wandeln sich auch in Jean Paul die geistigen



und moralischen Überzeugungen. Darüber ist unendlich vieles und auch viel Erhellendes geschrieben und gesprochen worden. Ich möchte an dieser Stelle diesen Wandel nur erwähnen: Von der „Maske des Misanthropen und des Satirikers“, aufs engste dem Melancholiker verwandt, zu jungen Jahren von Autoren wie Swift, Pope oder Sterne ausgeborgt und der eigenen Ich-Physiognomie als passend anempfunden – denn die elenden Lebensumstände der

Richterschen Familie bringen den Sohn nicht zur Akzeptanz einer Armut, in die man sich untertänigst zu ducken habe, sondern zum Gegenteil von Unterwürfigkeit: zum Schreiben –, dann, der Französischen Aufklärung und speziell ihrer pädagogischen Grundtendenz folgend, zur Überzeugung gelangend, nur durch Bildung und Kritik an allem zu Kritisierenden seien die Menschen und ihr Leben zu bessern.

Schließlich, und weil jedem Hoffnungsentwurf (er wäre keiner, wüsste er nicht auch um alle Skepsis, die als der Schatten der Hoffnung am Hoffenden allwegs haftet) das Satyrspiel, hier auf die Bildungserwartungen, folgen muss, was Figuren wie jenen Dr. Katzenberger hervorbringt, von dem noch zu hören sein wird; eine Vorwegnahme des modernen Fachidioten, der Karikatur allen Bildungs- und Besserungstrebens; innerhalb einer von ausgehärteten Selbst-Gewissheiten bestimmten Gesellschaft auch für die Gegenwart wohl in dieser Hinsicht die paradigmatische Figur. Daraus sodann die Erkenntnis nehmend, dass Literatur außerhalb ihrer eigenen Gefilde keinem Nutzen anhängen kann. Knapp einhundert Jahre nach Jean Paul formulierte Oscar Wilde diese Erkenntnis: „Alle Kunst ist zwecklos!“

Weil diese scheinbar ernüchternde Erkenntnis von der Zwecklosigkeit aller Kunst zugleich aber genau das Freiheitsmoment von Kunst formuliert – nämlich die Nutzlosigkeit für alle Obrigkeiten

und deren Wertevorgaben; Obrigkeiten, die sich aus der Launenhaftigkeit, den Drangsalen und Überstehenskämpfen der Künstler ihre herrschaftlichen Nippesfiguren zu bestellen suchen, um damit ihre eigene Existenz als Obrigkeit auch in dieser Hinsicht zu illustrieren, ihre Gute Stube der Macht zu dekorieren und schließlich, weil Gemütlichkeit immer recht hat, auch zu sanktionieren –, wogegen die Freiheit der

Künste ganz anderen Sinnesarten als diesen dreien folgt. Das, und weil man es lesend *erfahren* kann, ergibt für mich die Faszination der Jean Paulschen Sprache: Sie beginnt mit dem Verzicht auf

die Floskologie gängigen Musters zugunsten der kapriziösen Sprache *seines* Ich.

Die umgangssprachlichen Muster besitzen zu allen Zeiten die gleiche nivellierende Struktur, und der Schreiber, der sein Werk diesen Mustervorgaben einfügt, in den hat sich bereits die herrschafts-, will sagen die marktzugewandte Unfreiheit eingenistet, das Gerinnen sämtlicher Wahrnehmungen auf die wenigen gültigen, vorgelegten und standardisierten Codes, und alles außerhalb dieser Muster Gelegene entzieht sich weitgehend der Kenntnisnahme. Der häufige Gebrauch solcher standardisierten Wendungen im Schreiben bedeutet den willentlichen Verzicht des Schreibers auf Innovation, auf literarischen Kunst- und Formwillen. Oftmals überdröhnt dabei die Wucht eines Themas die Sprache, verschüttet von Begriffegeröll aus aktuellen Schlagwörtern, und die Texte verflachen zum Feuilleton, gleichgültig, ob sie zur staatstragenden Literatur zählen oder nicht; der Schriftsteller verfällt zum Journalisten.

Dagegen die Suche im Erzählen nach innovativen Momenten, die in dem Material gemäße Formen sich gießen, erweist den Autor. Der Journalist muss das Wort ergreifen, der Autor *hat* es.

»Jean Paul verzichtet auf die Floskologie gängigen Musters zugunsten der kapriziösen Sprache seines Ich.«

Brigitte Kronauer

Die Lerche in der Luft und im Nest
Wunsiedel, Sitzungssaal des Rathauses ,
30. Oktober 2013

Freiheit der Romanschreiberei

Jean Paul, der in seinen Werken eine so verschwenderische Fülle von Bildern, Metaphern, Wörtern und Stimmungen entfaltet, daß es mir bei jedem Lesen wie am ersten Tag den Atem verschlägt – nein, je länger ich ihn lese, desto mehr geht mir der phantastische Überfluß an poetischer Kapazität dieses Mannes auf –, Jean Paul ist beides zugleich: Idylliker und Meister des Extremes.

Wie ist das zu schaffen? In der Vorrede zum *Quintus Fixlein* nennt er die drei Wege, nicht unbedingt glücklich, aber doch glücklicher zu werden. Es ist erstens die Vogelperspektive auf alles Geschehene aus der Höhe und Ferne hinab, zweitens die unmittelbare Nahsicht des in die Ackerfurche Geduckten und drittens, als schwerste und klügste Methode, lerschengeleich zwischen beidem abzuwechseln. Sein Plädoyer für das Einnehmen extremer Positionen und gegen die mittlere ist ästhetisches Programm für alle seine Werke.

Natürlich mutet er nicht jedem seiner Helden zu, die möglichen Höhen- und Tiefflüge zwischen Euphorie und Verzweiflung auszukosten, aber die, die es tun, sind ihm die liebsten. Mit seiner Fähigkeit, skurrile Figuren zu erschaffen, verdeutlicht er darüber hinaus seine Bereitschaft, humorvolle Kompromisse zu schließen, obschon er auch die meisten seiner Käuze wenigstens für Augenblicke entgeistert in die Abgründe starren läßt, über die sie, bei all ihrer materiellen Mittellosigkeit, so heiter wandeln.

Von der Prosa, beispielsweise eines Ehealltags, geht es in abrupten Sprüngen zur himmelstürmenden

Utopie, von den Minima zu den Maxima, von rührender Kindlichkeit zur Kritik der Fichteschen Philosophie, vom Sonntagsbraten und Schützenfest hoch zum Kosmos mit seinen Sonnen und Kometen. Die Spanne reicht vom erzkomischen Anfang der *Flegeljahre* bis zum Ringen um den Beweis einer geahnten Unsterblichkeit der Seele in *Selina*, seinem letzten Fragment. Jean Paul transportiert seine Leser zwischen Mikrokosmos und Makrokosmos auf und ab, ganz wie es ihm gefällt, ganz wie er es in den Menschen und der eigenen Brust vorfindet. So auch zwischen Gut und Böse, oft in derselben Person!

Hin und her, das will ich nicht verschweigen, schwanken die Texte zwischen Spannungselementen, die das Kolportagehafte nicht scheuen, und gelehrten, auch stark politisch akzentuierten Abschweifungen. Überhaupt stellen seine „Digressionen“ anfangs erhebliche Leseschwierigkeiten dar. Deshalb muten sich viele durchaus entschiedene Jean-Paul-Liebhaber eher seine äußerst witzigen Aphorismen zu und genießen selbstverständlich die „schönen Stellen“. Hier ist eine, wieder aus dem *Quintus Fixlein*: „ ...

»Jean Paul transportiert seine Leser zwischen Mikrokosmos und Makrokosmos auf und ab, ganz wie es ihm gefällt.«

als schon das erste Viertel des Mondes im Untergehen war, um 12 Uhr, schloß er vor dem kühlen Anwehen eines milden, duftenden, feuchten und das Herz beim Namen rufenden Nachtlüftchens

noch einmal die Augenlider eines schon träumenden Blickes auf.“ Ebenso gut hätte ich auch einen zornigen, tief geschmerzten Satz über die sterbenden Pferde auf den Schlachtfeldern zitieren können, oder einen zur grotesken Ignoranz deutscher Kleinfürsten.

Mir allerdings fehlt bei dieser Leseweise das, was mich, neben den im Wortsinn unendlichen, wie sich selbst fortzeugenden Schätzen seiner Imagination am meisten hinreißt: die durch keine literarische Konvention zu fesselnde, angeblich unverrückbare Grenzen überschreitende, wenn auch an Vorbildern geschulte, formbewußte Freiheit seiner Romanschreiberei.

Navid Kermani

Literarisches Gespräch mit Navid Kermani und Ulrich Peltzer

Bayreuth, RW21, 22. November 2013

Um Jean Paul zu Füßen zu liegen, muß man ihn eine Weile verlassen haben, am besten aus Unmut oder Langeweile wie eine Frau. Man muß Romane gelesen haben, Romane, wie sie heute geschrieben werden, am besten als Juror nacheinander eine ganze Reihe, wie mancher nacheinander mit einer anderen schläft, einen arabischen Roman über Migranten in den Vereinigten Staaten, politisch bedeutsam, stimmen die Rezensenten überein, einen spanischen voller literaturgeschichtlicher Querverweise, die Gefühle einer deutschsprachigen Großdichterin oder amerikanische Avantgarde, manches enttäuschend, vieles erträglich, Entdeckungen darunter, wie ein junger Ungar, der die Mitjuroren ebenfalls begeisterte, es geht also gar nicht um die Qualität im einzelnen, meine bisherigen Bücher, ob gut oder schlecht, gebe ich sofort dazu, sondern den heutigen Roman als solchen, man muß hinhören, was innerhalb der heutigen Themen, Motive und Stile überhaupt sagbar ist, um wieder den Reichtum seiner Literatur zu achten, der nicht nur sprachlich mehr Möglichkeiten zur Verfügung stehen, Wirklichkeit zu erfassen, das Ungeordnete unserer Eindrücke, das Zufällige ihrer Verknüpfung, das Illusionäre, das jedem Satz anhängt, der ein Ich hat, die Lüge, zu der jeder Satz wird, der das Ich verleugnet.

Wo ich in anderen Romanen auf eine Leinwand starre, die meinen Blick beengt, stehe ich bei Jean Paul auf einer weiten Ebene, auf der ringsum alles Mögliche verstreut liegt, das Höchste und das Niederste, Philosophie und Neunmalkluges, Poetik und Alltagsbeobachtungen, ohne daß die Seiten

einer inneren Notwendigkeit zu folgen scheinen, die begreifbarer wäre als die Logik eines jeden Lebens selbst.. Die Gesetzmäßigkeiten und Korrespondenzen, die ich dann doch zu entschlüsseln beginne oder mir von der Forschung entschlüsseln lasse, sind so tröstend, wiewohl unzuverlässig wie in dem Bild, das ein religiöser Mensch von der Welt hat.

Romane wie *Siebenkäs* oder *Flegeljahre* bersten aus einem Übermaß an Einfällen und Vorfällen, ein Strang legt sich in den anderen, die Verwicklungen jagen sich gegenseitig. Selbst dem *Kindler*, in den ich immer wieder schaue, merkt man die Mühe an, die Übersicht zu behalten. Zugleich verstärken die Schneisen, die die Zusammenfassung in das Handlungsgestrüpp schlägt, den Verdacht, daß Jean Paul gerade der Ehrgeiz getrieben haben könnte, Übersicht unmöglich zu machen.

Die Abschweifungen zum Beispiel, die er Digressionen nennt, sind so zahlreich, daß sie allein jeden Anflug von Spannung vertrieben, den es ohnehin nicht gibt. Einmal beendet Jean

»Wo ich in anderen Romanen auf eine Leinwand starre, stehe ich bei Jean Paul auf einer weiten Ebene.«

Paul eine Abschweifung mit einer Abschweifung, ein andermal schimpft er,

daß nichts einer Geschichte mehr schade als die Geschichte, da man sich dadurch den Platz für die Abschweifungen raube, und laut auflachen mußte ich, als Jean Paul während einer Abschweifung jammert, daß es ihm an Mut fehle, gelegentlich abzuschweifen, da der Leser eine Handlung erwarte. Und seine Vorreden erst! Es dürfte keinen Autor geben, der seinen Romanen so viele Vorreden vorangestellt hat wie Jean Paul, etwa vor dem *Siebenkäs* die Vorrede der ersten, die Vorrede der zweiten, die Vorrede der dritten Auflage, die Vorrede des ersten Teils, die Vorrede des zweiten

und, nein, der dritte Teil fängt tatsächlich ohne Vorrede an: „Es hat mich oft verdrücklich gemacht, daß ich jeder Vorrede, die ich schreibe, ein Buch anhängen muß.“

Die Geschichte ist der Rahmen, in den Jean Paul stellt, was er gerade zu sagen hat, einschließlich des Eingeständnisses, daß die Geschichte nicht mehr ist als der Rahmen, in den er stellt, was er, Jean Paul persönlich, der eins zu sein vorgibt mit dem Erzähler, gerade zu sagen hat – Bücher bestehend nicht nur aus Abschweifungen, sondern der Erklärung, aus Abschweifungen zu bestehen. Wie im epischen Theater, gleichwohl ohne Didaktik kommentiert der Romanschreiber das eigene Romanschreiben und stellt es somit in seiner Romanhaftigkeit heraus. Fortlaufend weist Jean Paul auf besonders schwierige Passagen hin, die er dann innerhalb der Handlung um einen Tag verschiebt, um als Romanschreiber selbst ausgeruhter zu sein, rechtfertigt sich für seine Exkurse, redet seine Figuren an, entschuldigt sich bei den Rezensenten für Stellen, die ihm mißraten seien, lobt sich für ausgefallene Metaphern, erklärt, was in Romanen jetzt gewöhnlich geschehen würde und warum er abweicht, oder annonciert das Stadium, in dem sich die Handlung befindet.

Nicht nur literarisiert Jean Paul seine Notizen in ihrer Disparität gerade soweit, daß sie sich formal zu einer Handlung fügen. Er macht diesen Vorgang transparent und sich selbst zur Figur innerhalb dieser Handlung, namentlich als Jean Paul, mal in der ersten, mal in der dritten Person, genau gesagt zum zwischenzeitigen Lehrer des Helden:

„Man muß nicht denken, daß ich Informator geworden, um Lebensbeschreiber zu werden,

d. h. um pfiffigerweise in meinen Gustav alles hineinzuerziehen, was ich aus ihm wieder ins Buch herauszuschreiben trachtete; denn ich brauchte es erstlich ja nur wie ein Romanen-Manufakturist mir bloß zu ersinnen und andern vorzulügen; aber zweitens wurde damals an eine Lebensbeschreibung gar nicht gedacht.“

Die Ebenen einmal auseinander gelegt: Jean Paul *erfindet* die Begründung, daß er alles erfinden könnte, weil es ein Roman ist, aber nicht erfinden muß, weil er es selbst erlebt hat, ohne damals schon an einen Roman zu denken. Das sind noch einmal ein paar Winkel der literarischen Postmoderne mehr als in jedem Roman von heute: „Bei meiner Seele! so etwas sollte man drucken lassen“, ruft einmal jemand in der *Unsichtbaren Loge*, der Vater des heranwachsenden Gustav. „Und wahrhaftig, hier lasset man es ja drucken“, fügt der Romanschreiber hinzu, den Jean Paul Jean Paul nennt.

So wenig wie in der Konstruktion seiner Romane existiert in Jean Pauls Sätzen ein Gleichmaß, nicht in der Tonstärke, nicht in der Satzlänge, nicht im Umfang der Wortgruppen, nicht im Tempo, nicht im Stil, nicht im Verhältnis der Satzteile oder Sätze zueinander. Weiter, als es dem menschlichen Körper entspräche, liegen die Tongipfel auseinander, so daß der Atem in dem reichgegliederten Satzbau unnatürlich weite Wege gehen muß und dadurch die dazwischen liegenden Nebensätze zusammendrängt, zu einem Trommelfeuer beschleunigt, in dem alles gleichzeitig gesagt zu werden scheint. Max Komerell, der in den zwanziger Jahren wesentlich zur Wiederentdeckung Jean Pauls beitrug, machte gar Betonungen verschiedenen Rangs ausfindig, wobei die stärkeren, die schwächeren Betonungen herabsetzend, Nebenliegendes überragend, einander zurufen würden.

**»Eben in dem Sinne,
daß das Leben
mitunter langweilt,
langweilt Jean Paul.«**

»Mein Kollege Richter – Schriftsteller über Jean Paul«

Nicht nur in ihrer Unordnung, der Gleichzeitigkeit und Gleichgültigkeit der Wahrnehmung gleichen sich Jean Pauls Romane der Struktur unserer Wirklichkeit an und übertreffen so in ihrem Kunstcharakter jeden Realismus – auch in der Entschlossenheit zum Alltäglichen, die der Anmaßung geschuldet ist, vom Vergänglichen nicht nur zu sprechen, sondern die Vergänglichkeit selbst nachzubilden. Eben in dem Sinne, daß das Leben mitunter langweilt, langweilt Jean Paul, daß die Tage mal erfüllter, mal weniger erfüllt vergehen, vergehen die Kapitel bei Jean Paul, daß die eigenen Gedanken abschweifen und sich

wieder konzentrieren, schweift Jean Paul ab und konzentriert sich meistens wieder. Bei ihm haben Satiren auf dieses oder jenes Geschehnis des Tages ebenso ihren Platz wie Sätze, neben die ich mir drei Kreuze mache, um sie mein restliches Leben nicht zu verlieren:

„Aber wir sind voll himmlischer Träume, die uns tränken – und wenn dann die Wonne oder die Erwartung der träumerischen Labung zu groß, dann werden wir etwas Besseres als satt – wach.“

Jean Paul 2013 e.V. dankt all denen, die durch ihre Förderung und Unterstützung die Lesereihe ermöglicht haben.

ALG | Arbeitsgemeinschaft
Literarischer Gesellschaften
und Gedenkstätten e.V.

Bayerisches Staatsministerium für
Wissenschaft, Forschung und Kunst



OBERFRANKEN
STIFTUNG

S Sparkassen
in Oberfranken